

## DAS DRITTE KAPITEL

erzählt, wie der Autor als Kind mit Eltern, Großeltern, Tanten und Onkeln aufwächst. Dreizehn Schuljahre gehen an ihm nicht spurlos vorüber und spielen eine wichtige Rolle. Er beschreibt den Augenblick, als er merkt, dass er einen anderen Beruf als seine Eltern ergreifen will. Kein Geschäft, aber etwas mit Zahlen. Daraus entwickeln sich vage Vorstellungen, Wissenschaftler zu werden.

Tempo, Tempo rief ich, als mein Vater mit dem dreirädrigen Kleinlastwagen der Marke Tempo um die Ecke bog. Mit meinem Großvater kam er gerade vom Schwarzmarkt, wo er Materialien zum Wiederaufbau unseres Hauses beschafft hatte. Noch vor der Einführung der D-Mark errichteten meine Eltern auf den Ruinen ihres zerbombten sechsstöckigen Hauses ein einstöckiges Geschäfts- und Wohnhaus, das sich noch bis heute zwischen den angrenzenden Häuserriesen duckt.

Bald tauschte mein Vater den Tempo Kleinlastwagen gegen einen VW Käfer, an dem alles außer den verchromten glänzenden Radkappen schwarz war. Ich kroch oft in das Kofferabteil hinter dem Rücksitz. Durch das brezelförmige Rückfenster verfolgte ich die Strecke, die der Käfer zurücklegte, der mit Vater, Mutter, Onkel und Tante vollbesetzt war. Hui! Die Straße

zog sich in der Ferne wie ein Reißverschluss in einem Punkt zusammen. Die Bäume huschten vorbei. Alles bewegte sich. Sogar die Wolken am Himmel standen nicht still. Und ich flog mit ihnen.

Nachts parkte der schwarze Käfer in der Garage des Eckhauses. Tagsüber transportierte er Weißware, d.h. Bettwäsche, Hemden, Decken usw., von deren Verkauf unsere Familie lebte. Das Geschäft ging gut, denn es gab Nachholbedarf; die Hausstände waren durch Bomben zerstört worden. Meine Eltern waren fleißig und profitierten von den Geschäftsfreunden, die mein Großvater noch von der Vorkriegszeit her kannte. Bald begann das sogenannte Wirtschaftswunder, eine hektische Zeit. Der neue Reichtum kam so schnell, dass jeder fürchtete, er könnte ebenso schnell wieder verschwinden.

Ich wurde im Juli 1945 geboren. Die Häuser Nürnbergs lagen in Ruinen, und seine Straßen waren zerstört. Alles, was ich von der frühen Kinderzeit über meine Geburtsstadt weiß, stammt von den Bildern eines amerikanischen Zeitungs Fotografen. Als er zum Nürnberger Prozess nach Deutschland kam, fotografierte er die Stadt. Am Ufer der Pegnitz stierten Reste von Fassaden wie Skelette in den blauen Himmel. Die Spitzgiebel, einst das Wahrzeichen der mittelalterlichen Stadt, waren verschwunden. Die Ruinen der gotischen Kirchen überragten die Häuser.

Alle Vorfahren väterlicherseits trugen den Vornamen Hans, Jürgen wurde hinzugefügt, um mich von meinem Vater zu unterscheiden. Obwohl mein Vater in den letzten Kriegs- und ersten Friedenstagen versuchte, von der Ostfront möglichst schnell nach Hause zu kommen, war er bei meiner Geburt nicht zu Hause. Meine schwangere Mutter war mit ihren Eltern nach den Bombenangriffen im Januar 1945 aufs Land gezogen, ging aber zu meiner Geburt in die Stadt zurück, weil sie mich nicht als Landkind auf die Welt bringen wollte. Mein

Vater befand sich zu der Zeit auf der Flucht vor den russischen Truppen, im Schiff auf der Ostsee. Mit dem ungefähren Datum meiner bevorstehenden Geburt im Kopf kämpfte er sich nach Süddeutschland durch und erreichte meine Mutter und mich zwei Tage nach meiner Geburt. Diese oft erzählte Odyssee schmeichelte mir sehr, ich fühlte mich gewünscht und geliebt. Wie hätte ich sonst verstehen können, dass meine Eltern mich angesichts des schrecklichen Krieges in die Welt gesetzt haben.

Manchmal dachte ich, dass sich meine Eltern einen Zeithof geschaffen haben, den sie mit ihrer Liebe füllten. Im Zeithof bereichert sich die Gegenwart mit dem Vorher und Nachher, nicht nur das, was gerade geschieht ist wichtig. Indem sie sich eine andere Wirklichkeit schufen, verlangsamten sie die Zeit für ein paar Augenblicke. Wie ihnen das im letzten Jahr des tausendjährigen Reiches gelang, ist mir bis heute ein Rätsel.

## Die Volksschule

Bei uns in Bayern fing im September die Schule an. Mein evangelischer Vater beschloss, mich in die Lutherschule, eine konfessionslose Gemeinschaftsschule, zu schicken. Eine Entscheidung gegen die private katholische Schule und gegen meine Mutter und Großmutter, die beide katholisch waren und das Erbe der Kirche in der Familie hüteten. So ging ich in die Lutherschule, die vier Straßen von unserem Haus entfernt lag. Um dorthin zu kommen, musste ich die Humboldt Straße bei der eklig riechenden Metzgerei überqueren, an der Post vorbei über die Kopernikus Straße gehen, und dann die heutige Anne-Frank-Straße passieren, die damals noch Ritter von Schuh-Straße hieß. Jede Überquerung war gefährlich, denn kleine Kinder wie ich wurden von den Autofahrern oft übersehen. Ich kam am Anna-Park vorbei, wo wir am Nachmittag

mit unseren Fahrrädern auf den schmalen Rändern der Bombenrichter balancierten oder Berg- und Talfahrten übten. Ich kreuzte die Gudrunstraße, bevor ich die Lutherschule erreichte, die den Krieg unzerstört überlebt hatte. Dieser kurze Schulweg begrenzte lange meine Kinderwelt.

In der Schule lernte ich Spazierstöcke auf meine Schiefertafel malen, kritzelte Zeilen mit aufrechten Stöckchen, deren Griffe nach links oder nach rechts schauten. Die umgekehrten Spazierstöcke sollten das lateinische »L« vorbereiten. Nach der gleichen Methode trainierten wir schlangenförmige »S« und runde »O«. Die Kreidestifte quietschten auf den Schiefertafeln weniger als die alten Griffel. Wenn einer diese zu schief oder arglos einsetzte, kribbelte es im Rücken. Die Tafel hatte auf der Rückseite eine unlinierte Seite, auf die ich Autos malte. Sie fuhren kreuz und quer über die schwarze Tafel. Die Häuser standen senkrecht zur Straße, so wie sie ein Mitfahrender im Auto sehen würde. Später bekamen wir Hefte, die wir zum Schutz vor unseren dreckigen oder fettigen Fingern zuerst in Papierumschlägen und dann in Plastik steckten. Im Religionsunterricht mussten wir zu den Feiertagen passende Bilder zeichnen, an Allerseelen ein Grab, am Ostern eine Wiese mit Blumen. Aber hauptsächlich blieb mir dieses Grab im Gedächtnis. Rechnen machte mir Spaß, besonders in den höheren Klassen ließ uns die Lehrerin addieren:

»Addiert die Zahlen von eins bis hundert!«

Da ich kein Genie wie Gauß war, summierte ich fröhlich  $1 + 2 + 3 \dots$  anstatt  $50 \times 101$  auszurechnen, nämlich  $(1 + 100)$ ,  $(2 + 99) \dots (50 + 51)$ .

Zum Schulanfang bekam ich ein Tretauto aus schwarzem Blech mit einem weißen Steuerrad und roten runden Scheinwerfern. Im Hinterhof unseres Eckhauses übte ich damit Autofahren: 5 m geradeaus, eine Kurve nach rechts, dann stand ich nach zwei Metern vor der Hofmauer, deren oberer Rand mit

Glasscherben gespickt war. Meine kleine Freundin schaute mir bei diesen Ausfahrten zu. Sie hatte schwarze lockige Haare und schwarze Knopfaugen, die mir gut gefielen. Da waren auch noch Chichi und Sandro, die beiden Franzosenkinder, die im Nachbarhaus wohnten und immer ganz schneide gekleidet waren. Am Sonntag trugen sie glänzende Lackschuhe und weiße Kniestrümpfe zu kurzen dunkelblauen Hosen. Sie fühlten sich in ihren Kleidern wohl, ganz im Unterschied zu mir, dem es unangenehm war, in neue Kleider gesteckt zu werden. Ich hasste es, zweimal im Jahr mit meiner Mutter neue Hosen und Schuhe einzukaufen. Deshalb zierte ich mich und posierte bei der Anprobe mit dem Pullover so, als ob ich schief und verwachsen wäre. Sobald die Verkäuferin mir meinen alten rechten Schuh ausgezogen hatte und wegging, um neue Schuhe zu holen, zog ich ihn wieder an und machte dafür den linken Fuß frei. Als sie zurückkam, war sie erstaunt, weil sie nur rechte Schuhe mitgebracht hatte.

Ich träumte, Rennfahrer zu werden, so einer wie Juan Manuel Fangio. In meiner Heimatstadt stellte die Firma Schuco die schönsten Spielzeugautos her, die ein Kind sich vorstellen konnte. Ich hatte eine große Kiste davon, die außerhalb der Wohnung vor der Küche auf dem Balkon verstaut war. In dieser Kiste waren zwei Monocoque Rennwägen, in rot und blau, mit dem Mercedes Stern und echten Gummireifen, die mit Flügelradmuttern an den Achsen befestigt waren. Es gab weiterhin ein kremfarbiges Cabrio mit Radio, welches »Mariandl« spielte und eine rote Gangsterlimousine »Kommando Anno 2000«. Später kam dann eine lenkbare amerikanische Limousine »Ingenico 53II« hinzu, die mit Batterie fuhr und über Draht Lenk- und Fahrbefehle ausführte. Sie hatte hinten zwei Heckflossen, die auf amerikanische Vorbilder deuteten, die ich aber erst Jahre später in den Zeitschriften im Amerika Haus entdeckte.

Obwohl ich immer der Kleinste in allen vier Grundschulklassen war, machte mich die Lehrerin zum Aufpasser, wenn sie das Klassenzimmer verlassen musste. Ich sollte die Schüler ins Buch eintragen, die zu laut redeten oder ihre Plätze verließen. Bei dieser Tätigkeit fühlte ich mich wichtig. Wenn ich meine Rolle zu ernst genommen hatte und jemanden verpetzte, drohte der Oberstrolch mit Prügeln auf dem Nachhauseweg.

Wir wohnten in einer buntgemischten Nachbarschaft und einige Mitschüler teilten sehr schnell ein paar »Watschen« oder Kinnhaken aus. Ich hatte »Schiss« und entsinne mich besonders gut an meine kurze hirschlederne Hose, die danach unangenehm roch und hart wurde. Gegen Ende der vier Jahre hatte ich eine gewisse sprachliche Fertigkeit entwickelt, um die aggressivsten Mitschüler von mir abzulenken, so dass mich ihre Faustschläge nicht trafen. Meistens genügte es, die Aufmerksamkeit auf einen anderen Mitschüler zu lenken, indem ich sein neues Hemd oder seine neue Jacke lobte.

Im Winter kam der Kohlenhändler mit einem großen Lastwagen voller Briketts. Die Männer mit rußgeschwärzten Gesichtern hatten Lederwesten an, die an den Schultern besonders gepolstert waren, wo sie die Körbe mit der schwarzen Kohle transportierten. Unsere Kinderbande aus der nächsten Nachbarschaft war im Hinterhof versammelt. Ein Junge war neu hinzugekommen, dem wir einen Streich spielen wollten. Er war etwas ängstlich und glaubte uns die Geschichte vom »schwarzen Mann«. Der schwarze Mann war eine unheilvolle Schreckgestalt, von der in vielen Erzählungen die Rede war. »Er kommt die kleinen Kinder, die nicht brav sind, einsammeln und sperrt sie in den Keller ein.«

Am Tag als die Briketts angeliefert wurden, öffnete sich die Garage zum Hof und die schwarzen Kohlenmänner kamen herein. Der kleine Junge erschrak fürchterlich und flüchtete sich in den hintersten Winkel des Hinterhofs, wir aber lachten.

## Die Familie

In unserem Geschäft war der Großvater der Boss. Er war der geschäftstüchtige Unternehmer, während mein Vater als zweiter Teilhaber die Buchführung und die Kosten kontrollierte. Mein Opa war sportlich, braungebrannt, ein guter Schwimmer, hatte einen kleinen Bauch und trank von Zeit zu Zeit einen über den Durst.

Opa nannte mich »Betzer«, was so viel wie Lämmchen bedeutete. Er gestattete mir vieles, was meine Eltern nicht erlaubten. Oft nahm er mich zu sich. Ich saß dann lammfromm auf seinem Schoß, und wir malten zusammen. Er war großzügig und gutmütig, brauste aber auch auf und tyrannisierte den Rest der Familie. Er hatte einen Schwejkschen Humor, der allen Autoritäten misstraute. Sein Wirklichkeitssinn im Krieg hatte meinen Vater vor der Offiziersausbildung abgehalten. Mein Vater blieb Unteroffizier, was ihm vielleicht das Leben gerettet hat.

Wenn ich mir meinen Vater vorstelle, sitzt er entweder an seinem Schreibtisch im Büro oder ist auf dem Weg zur Bank. Beide Tätigkeiten gefielen ihm. Das Büro war unter dem Dach unseres Hauses im obersten Stock. Er teilte es mit der Sekretärin, Frau Bucher, einer lebenslustigen, schlagfertigen Blondine, die immer für einen guten Scherz zu haben war. Zu seiner rechten Hand auf dem Schreibtisch hatte Vater die Schreibmappe mit den dringlichen Aufgaben und zu seiner linken die Additionsmaschine, eine elektrische Olympia mit kremfarbigen Ziffernblock, großer Plustaste und einer Rolle weißen Papiers ganz oben, auf dem die Maschine die addierten Zahlen druckte. Außerdem benutzte er einen alten Rechenschieber, den er noch aus der Zeit seines Ingenieurstudiums besaß. Ganz früher befand sich daneben eine schwedische Odhner Multiplikationsmaschine auf dem Schreibtisch. Durch Drehen einer

Kurbel wurde eine im Einstellwerk festgehaltene Zahl ins Resultatwerk übergeführt. Mit Hilfe von blaugrauen Tasten bewegte man den Schlitten auf dem das Ergebnis gespeichert wurde, um je eine Zehnerpotenz hin und her. Diese Antiquität verschwand später in einer Ecke, aus der ich sie manchmal hervorholte, um mit ihr zu spielen.

Mein Vater beendete nach dem Krieg eine kaufmännische Lehre und stieg in das Geschäft meines Großvaters ein. Er sprach nicht oft vom »Barras« oder vom Krieg, obwohl er die »besten« Jahre seiner Jugend im Dienst verbracht hatte. Eher gefiel es ihm, die Zeit in und um Mannheim zu loben, wo er als Hauptwachtmeister stationiert war. Er erinnerte sich gern an die Ausflüge seiner Kompanie in die Pfalz und an den guten Wein, den sie dort genossen hatten. In der Stadt kannte er eine kleine Gruppe, mit der er Kammermusik spielte. Er war liberal eingestellt und zog mich nach diesen Prinzipien auf. Manchmal erwähnte er die Enge und Entbehrungen, die er als Junge erlebt hatte, und begründete damit Einschränkungen oder Sparsamkeit, die er mir auferlegte. Der Vater meines Vaters war hager und dünn, lebte bescheiden, hatte oft Magenprobleme und rauchte Zigarren. Das Rauchen teilte mein Vater mit ihm bis zu seinem 60. Geburtstag.

Politische Konflikte dominierten die Nachkriegszeit. Morgens am Frühstückstisch berichtete mein Vater mit der Zeitung in der Hand:

»Wieder Krieg in Korea«

oder

»Neue Krise am Suez Kanal«.

Beide Orte waren weit weg, trotzdem fürchtete er, dass wegen der angespannten Lage russische Soldaten über die nahe deutsch-deutsche Grenze geschickt werden könnten. Viele hatten Angst, dass alles mühsam Aufgebaute wieder zusammenstürzen würde. Politik im Allgemeinen betrachtete mein Vater



als schmutziges Geschäft, von dem man sich fernhalten sollte. Übertriebener Enthusiasmus hatte uns Deutsche zum Hitlerismus verführt, dachte er.

Vater war ein treuer und aufmerksamer Ehemann. Bei der Haushaltsauflösung meiner Eltern entdeckte ich zahlreiche Liebesbriefchen, die er meiner Mutter noch nach fünfzig Jahren Ehe geschrieben hatte. So hatte er in ein paar Zeilen Grüße zum Frühlingsanfang geschickt. Ich glaube, dass diese Briefe für meine Mutter sehr wichtig waren, sonst hätte sie diese Mitteilungen nicht so lange aufbewahrt. Als meine Frau und ich sie einmal besuchten, bekannte sie, dass sie alle Korrespondenz mit meinem Vater aus der Zeit des Krieges verbrannt hatte. Sie fand die Briefe zu privat, um sie uns anzuvertrauen. Meine Frau machte zu dieser Zeit für ihre Doktorarbeit Interviews mit Diakonissenschwestern über die Zeit vor Hitler und im Dritten Reich. Mit Recht fürchtete meine Mutter das Interesse der Historikerin auch an anderen Schriftstücken aus dieser Zeit.

Mein Vater hatte einen Auto-Tick. In den sechziger Jahren fuhr er Opelkapitän. Die Ersten hatten noch keine Heckflossen. Sie waren ziemlich hoch gebaut mit einem spitzen Kühler. Als die zweifarbigen Lackierungen in Mode kamen, kaufte er einen zweifarbigen Kapitän in dunkel- und hell Grau, vorne mit einem breiten Kühlermaul, innen mit Lenkradschaltung und einer breiten durchgehenden Sitzbank, die mir erlaubte zwischen meinen Eltern zu sitzen. Er zögerte einen Mercedes zu kaufen, da er mit dem Besitz dieser Marke bürgerlichen Dünkel assoziierte. Trotzdem sammelte er lange Zeit die glänzenden Prospekte von Mercedes und studierte die Präzision und Ingenieurkunst, die in diesen Autos steckte. Der Metzgermeister an der nächsten Ecke hatte sich einen neuen Ponton-Mercedes 220 zugelegt, in dem er in die Straße gefahren kam, um seine Metzgerei und seine Miethäuser in der Straße zu inspizieren. Es war mutig, einen solchen Mercedes zu zeigen.

Meine Mutter argwöhnte, dass die Kunden dann hohe Umsätze im Geschäft vermuteten und lieber woanders einkaufen gingen. Das gleiche fürchtete mein Vater, da sich zwei große Kaufhäuser, der Horten rechts und die Quelle links von unserem Laden, in 500 Meter Entfernung angesiedelt hatten. In den fünfziger Jahren bildeten sich die Selbständigen ein, dass Arbeiter und Angestellten neidisch wären, weil die Geschäftsleute vom Wirtschaftswunder überdurchschnittlich profitiert hätten.

Vater löste dieses Problem, indem er den neuen Mercedes die meiste Zeit in der Garage verbarg. Die Garage musste dazu allerdings verlängert werden, da sonst die beiden Autos nicht hineingepasst hätten. Meine Mutter tolerierte die Autoleidenenschaft meines Vaters und durfte zur Belohnung die hellblaue Metalllackierung und das weiße Steuerrad mit großem Sicherheitspralltopf auswählen. Der Mercedes hatte ein stattliches Gewicht und kam ganz schön in Fahrt, wie ich selbst feststellen durfte, als ich den Führerschein erworben hatte.

Mein Vater liebte Frauen, besonders die hübschen. Er mochte es, wenn sie bei seinen offensichtlichen Tändeleien mitspielten. Diese Haltung erhielt er sich bis ins hohe Alter. Eine lustige Geschichte ereignete sich im Altenheim: Obwohl eine ziemlich männlich wirkende Pastorin ihn regelmäßig besuchte, verneinte er uns gegenüber hartnäckig, sie je gesehen zu haben. Sie war keine Frau, wie er sie sich vorstellte.

Maß und Harmonie, Vernunft und Toleranz waren hohe Werte im Kanon meines Vaters. Nichts sollte übertrieben werden. In vielen Diskussionen während meiner Jugendzeit vertrat mein Vater oft nur die Gegenposition, um die besten Argumente von mir zu fordern. Manchmal lernte ich später, dass er einige meiner Argumente übernommen hatte. Mutter schätzte unsere Debattierkunst wenig. Sie forderte immer schnell, dass wir aufhörten, aber wir waren beide so eifrig bei der Sache, dass wir weitermachten. Ich will der weiteren Geschichte nicht

vorgreifen, muss aber hinzufügen, dass mein Vater nach seiner schweren Krankheit um die Jahrhundertwende, eine andere Person wurde. Bitterkeit überschattete seine alten Tage, und er ließ dies meiner Mutter merken, die sehr darunter litt.

Wenn ich an meine Mutter denke, erinnere ich mich an ihre Liebe, die ich als Kind spürte. Später als Jugendlicher wollte ich aus der Umklammerung herauskommen, die diese Liebe für mich geworden war. Am Verhalten meiner Mutter mir gegenüber änderte sich während dieser Zeit nichts. Sie war der Liebling ihres Vaters und sie fühlte sich verantwortlich für ihre Schwester, die elf Jahre jünger war. Aus ihren Erzählungen entnahm ich, dass sie eine glückliche Mädchenzeit hatte. Der wirtschaftliche Aufschwung der bürgerlichen Familie ermöglichte Urlaubsfahrten ins Gebirge und eine »Kraft-durch-Freude«-Reise zu den Fjorden Norwegens. Fotos zeigten sie mit ihrer Kusine Mary in ausgelassener Stimmung auf dem Schiff. Da das Geld für die höhere Schule nicht für sie und ihre Kusine reichte, durfte meine Mutter nicht auf der Schule bleiben. Sie machte eine Ausbildung als Kauffrau. Ab 1935 war die Teilnahme am Reichsarbeitsdienst für Männer und Frauen im Alter von 18 bis 25 Jahren Pflicht. Meine Mutter musste zum Arbeitsdienst, konnte aber die Landarbeit nicht leiden. Die Eltern heirateten im November 1942.

Nach dem Krieg arbeitete meine Mutter im elterlichen Betrieb. Sie war die »Seele« des Ladengeschäfts. Für unser leibliches Wohl war meine Großmutter zuständig, die auch mich umsorgte. Meine Mutter kümmerte sich um die Ordnung im Haushalt. Sie war sehr gewissenhaft und akkurat. Immer musste im Geschäft im Erdgeschoss und in der Wohnung im ersten Stock alles aufgeräumt sein. Ihr Seelenwohl schien davon abhängen. Die Wäschestücke im Schrank mussten auf Kante geschichtet werden, Gespräche sollten keine Spannungen erzeugen, was in einer Großfamilie nicht immer einfach war. Wenn

es dann doch einmal kribbelte und knisterte, versuchte meine Mutter auf einem Spaziergang mit Vater und mir das Gleichgewicht wiederherzustellen. Mama klagte oft über Kopfschmerzen oder nervliche Überlastung. Da wegen der Kosten die Zahl der Angestellten mit den Jahren verkleinert wurde, musste sie länger im Verkauf stehen. Besonders das Weihnachtsgeschäft überforderte sie, sodass wir regelmäßig nach Neujahr ins Gebirge reisten, damit sie sich von den Strapazen des Geschäfts erholte.

Wenn jemand in der Familie krank wurde, ließ meine Mutter das Geschäft sein und kümmerte sich um den Kranken. Die schwere und frühe Krankheit ihres Vaters lastete schwer auf ihr. Sie hat sowohl ihren Vater als auch später ihre Mutter bis zum Tod gepflegt. Als Kind gefiel mir, im Winter mit einer Erkältung im warmen Bett zu liegen, während es draußen schrecklich kalt war und die ewige Schule wartete. Ich nahm dafür gern in Kauf, nach alter Art einen Brustwickel zu bekommen.

Meine Mutter liebte Kleider, Pullover, Schuhe und Accessoires. Sie war Textilkaufrfrau und Einkäuferin im Geschäft, aber sie machte auch gern privat einen Stadtbummel und besuchte ihre Lieblingsgeschäfte. Da sie immer etwas Schönes fand, kam sie mit vielen Paketen zurück. Während ihr Vater oft Gesellschaft um sich hatte, seine Kameraden oder die Verwandtschaft einlud, bevorzugte meine Mutter mit der eigenen kleinen Familie zusammen zu sein. Tagsüber plauderte sie mit den Stammkunden, die ihr regelmäßig den neuesten Klatsch erzählten. Abends wollte sie dann »ihre Ruhe«. Sie machte sich nichts aus Alkohol, Wein oder Bier, und reagierte heftig, wenn mein Großvater oder ihre Schwester zu viel tranken. Im Gefühl für die richtige moralische Haltung entwickelte sie etwas Starres, um ihre weiche empfindsame Seele zu schützen.

## Die ersten Reisen und andere Kleinigkeiten

1955 sind wir nach Italien zum Zelten gefahren. Ich hockte hinten im Volkswagen zwischen Onkel und Tante. Meine kurzen Beine standen auf dem Getriebe Tunnel. Über Cortina d'Ampezzo, Lago di Garda, erreichten wir Venedig. Von dort führen wir zum schiefen Turm in Pisa, nach San Remo und zurück über den St. Gotthard Pass. Mein Vater und Onkel Theo wechselten sich am Steuer ab. Am schwersten war jeden Morgen der Aufbruch, wenn das Zelt eingepackt werden musste.

Mein Großvater hatte vor der Reise geraten, zur Vorsicht den VW-Käfer zu nehmen, nicht den großen Kapitän. Der größere Wagen wurde für Wochenendfahrten und Geschäftsreisen benutzt, der kleine Volkswagen für die täglichen Stadtfahrten. Mein Vater brachte mich damit manchmal am Nachmittag in die Schule, wenn ich morgens zu Fuß in das Gymnasium gelaufen war. Mir war das immer peinlich, deshalb stieg ich schon etwas vor der Schule aus, damit mich kein anderer Mitschüler sah. Opa meinte, die Italiener seien ein fröhliches, heißblütiges Volk, das aber verwegene Autofahrer. Er wollte nach dem Urlaub den Käfer zu einem Vorzugspreis einem höheren Beamten der Stadt verkaufen, der uns im Gegenzug einen größeren Hemdenauftrag für die örtliche Feuerwehr erteilen sollte, was in der Tat auch so geschah.

Der weinrote Kapitän mit hellem Dach schaukelte uns im nächsten Jahr über den Großglockner Pass an den Wörthersee, der in meiner Kindheit unser bevorzugtes Urlaubsziel wurde. Morgens um 4:00 Uhr früh ging es los. Die Autobahn nach München-Salzburg war noch leer, sodass wir mit der Höchstgeschwindigkeit von 140 km/h dahinbrausen konnten. Obwohl die Federung sehr weich war, wurde mir im Auto nie schlecht.

Mein Vater liebte Gebirgsstraßen, weil sie seine Kontrolle über das Auto auf die Probe stellten, aber meiner Mutter pa-

nische Schrecken einjagten. Der Opel erklimmte die Passhöhe, ohne dass sich der Motor zu sehr erhitzte. Große amerikanische Limousinen mussten in den Ausfahrten parken, wo ihre Kühler mit geöffneten Hauben dampften. Als ich älter war, saß ich auf dem Sitz hinten links und überwachte das Verkehrsgeschehen. Ich spielte mit dem Fenstergriff und stellte mir vor, ihn als Schalthebel und Gaspedal zu benutzen. Die andere Hälfte der Rücksitzbank war voller Taschen und Kleidung, weil wir auf jeder dieser Urlaubsfahrten immer den halben Hausstand dabei hatten. Der Kofferraum dieser Karosse war nicht klein, aber Mutter brauchte viel Platz für ihre Garderobe.

Nach wiederholten Urlauben in der Kärntner Seenlandschaft entdeckten wir unsere alte Liebe zu Italien wieder und fuhren 1963 in einen kleinen Ort südlich von Cattolica. Ich genoss das Schwimmen und Faulenzen. Nachmittags war täglich eine Fahrt mit den Eltern ins Café nach Cattolica angesagt, um Cappuccino zu trinken oder einen Eisbecher zu genießen, in dem ein kleiner bunter Sonnenschirm steckte. Abends durfte ich mich allein in dem langweiligen Ort amüsieren. Da mir Automobilausflüge untersagt waren, blieb nur der Besuch der Diskothek am Ort. Weil ich etwas Italienisch von den Jugendlichen im Hotel gelernt hatte, schlug der Conferencier vor, dass ich für die deutschen Gäste die Wahl der Miss Misano Adriatico übersetzen sollte. So lernte ich Francesca kennen, die mir am nächtlichen Strand das Küssen beibrachte, insbesondere die Variante, bei der die Zunge eine wichtige Rolle spielt. Keine Ahnung, ob meine Schwäche für die »lingua italiana«, die italienische Sprache aus dieser Zeit stammt.

Mit zehn Jahren bekam ich eine Box-Kamera, aber der vier-eckige Kasten mit den zwei Löchern als Sucher für Hoch- und Querformat war ziemlich unhandlich. Ich wollte eine kleinere Kamera, die in meine Tasche passte, wenn ich unterwegs war. Nach viel Wünschen und Betteln schenkten mir meine Eltern

eine Minox-Kamera. Dieses feinmechanische Meisterstück (8 × 2 × 1 cm) nahm ich überallhin mit. Es hatte eine Metallkette, mit der ich die Kamera am Hosenkнопf sicherte. An der Kette waren bei 20, 30 und 50 cm Kügelchen eingelassen, um für Nahaufnahmen die Entfernung richtig einstellen zu können. Zur Aufnahme zog man die Kamera der Länge nach aus, dann kam der Sucher zum Vorschein, und das Metallplättchen vor dem Objektiv verschwand. Nahaufnahmen waren die Stärke dieser Miniaturkamera, die ursprünglich für den Geheimdienst produziert wurde, um Dokumente zu kopieren. Durch das Fotografieren lernte ich, besser und aufmerksamer um mich zu schauen. Ich machte lange Fotoausflüge durch die Stadt. Meine Lieblingsmotive waren Nahaufnahmen von Häusern, Blumen, Steinen und Bäumen.

Unsere Wohnung stand voll mit altmodischen Möbeln, die nicht meinen Vorstellungen von modernem Wohnen entsprachen. Meine Eltern hatten sich zu ihrer Hochzeit ein Chippendale Wohnzimmer angeschafft, das sie mit viel Mühen über den Krieg retteten. Die Chippendale Kommode war in ein kleines Dorf in der Nähe von Nürnberg verlagert worden und hatte den Krieg relativ unbeschädigt überstanden. Die amerikanischen Soldaten hatten nur ein paar Flecken hinterlassen, wo sie ihre Zigaretten auf der Anrichte ausgedrückt hatten. Dieses Chippendale tauchte später wieder in einer von Heidis Kurzgeschichten auf, über die ich später berichten werde.

In meinem Schülerzimmer schlief ich auf einer Bettcouch, die ursprünglich meiner Tante gehörte. Auf dem Schreibtisch stand eine große Lampe mit einem Schirm aus Pergament, die früher im Büro meines Großvaters war. Als ich 15 Jahre alt wurde, durfte ich mir eigene Möbel aussuchen. Ich behielt den Schreibtisch, ersetzte das Sofa durch eine Liege mit Lattenrost und durchgehender Schaummatratze. Das alte runde Tischlein tauschte ich gegen einen quadratischen Tisch ein, zu

dem ein neuer Designer Stuhl von Bertioia passte. Das weiße Gitter des Stuhls schwebte über der schwarzen Sitzfläche und sah sehr futuristisch aus. Außerdem wählte ich eine streng geometrische Schreibtischlampe. Dazu stellte ich mein Transistor-Taschenradio. Das kleine handliche Ding hatte einen Ring mit Flügelspitze, um die Stationen einzustellen. Man konnte es in ein Gestell mit größerem Lautsprecher schieben, sodass es besser klang. Mein Freund Hilmar von gegenüber machte seine Schularbeiten zur Musik des American Forces Networks. Dieser Sender für amerikanische Soldaten spielte Hillbilly-Musik, wie »You won't let me love you«, die wir »toll« fanden. Natürlich verstanden wir den Text der Lieder nicht. Aber wir probierten, die Sprache nachzuahmen und begleiteten unsere Versuche mit Musik aus einem kleinen Plastik Saxophon.

## **Die Sehnsucht nach einem anderen Leben**

Der »Ernst des Lebens« begann mit der Einschulung ins Gymnasium. Jeden Morgen um halb acht holte mich mein Freund Rainer ab. Auf dem Schulweg tauschten wir unsere tagtäglichen Erfahrungen aus. Sein Wirtschaftsgymnasium war nur hundert Meter weit von meinem Realgymnasium entfernt. Wir verbrachten auch die Nachmittage oft miteinander. Einmal klebten wir Katalogbilder unserer sehnlichsten Wünsche in Hefte; eine Spiegelreflexkamera oder ein roter Sportwagen waren dabei. Wir erkundeten mathematische Spiele, z. B. wie man aus Summe und Produkt zweier Zahlen, die beiden Zahlen selbst berechnen kann. Dabei trafen wir auf quadratische Gleichungen und ihre Lösungen. Als wir die Bücher meines Vaters über höhere Mathematik ausgelesen hatten, begeisterten wir uns für Literatur und Gedichte. Wir sind gemeinsam in die



Akademie für politische Bildung gegangen und haben beide den Wehrdienst verweigert.

In der Nähe unserer Schule lag die Stadtbibliothek. Als ich mit fünfzehn Jahren ein Buch ausleihen wollte, sagte der Bibliothekar, ich sei zu jung. Aber ich könnte dem Direktor meine Bitte vorbringen. Ich ging zu ihm und erzählte, dass ich mich für technische Bücher und Biografien interessiere. Daraufhin bekam ich die Erlaubnis.

Am 6. Januar, dem Dreikönigsfest, machten meine Eltern im Geschäft Inventur. Es war ein Feiertag, doch die Angestellten machten Überstunden. Die Neonröhren über den Ladentischen summteten leise. Ihr Geräusch vermischte sich mit den Zwiegesprächen der zählenden und der schreibenden Verkäuferin. Stöße von Hemden, Krawatten und Strümpfen lagen auf den verkratzten Glastischen. Auf linierten Blöcken wurden links die Stückzahl, dann der Artikel – möglichst mit Nummer – und rechts der Preis eingetragen. Für mich war diese numerische Erfassung des Lagerbestandes immer eine lustige Tätigkeit, bei der ich mithelfen durfte. Ich zählte die Nähseiden oder Handtücher und trug sie in eine Liste ein. In der Pause brachte meine Mutter zwei Kannen Kaffee. Addieren und zählen machte mir Spaß, doch irgendwie sah ich keinen Sinn darin, mit diesen Textilien zu handeln. Ich war nicht richtig bei der Sache und malte neben die Liste Gesichter mit Mund nach oben oder nach unten. So wie sie heute als lachende und weinende Gesichter bekannt sind. Als ich den so verzierten Zettel ablieferte, mahnte mich meine Mutter, nicht so »herum zu spinnen«. Ich erinnere mich nicht genau, wann es war, ich war vielleicht 14 oder 15 Jahre alt, als ich bei einer dieser Bestandsaufnahmen in meinem Innersten beschloss, nicht das Einzel- und Großhandelsgeschäft meiner Eltern weiterzuführen. Was ich anstatt dessen machen wollte, wusste ich nicht, aber ich war mir sehr sicher, richtig entschieden zu haben.

Auf der »Gabriele«-Reiseschreibmaschine tippte ich meine ersten Aufsätze. Bei jedem Satz suchte ich genau den richtigen Ausdruck. Wenn ich ihn mühsam gefunden hatte, verliebte ich mich in das Wort, das ich geschrieben hatte. Noch heute hänge ich oft an einzelnen Formulierungen, und habe Schwierigkeiten, sie zu verändern, weil sie einem besonderen Augenblick entsprungen sind, den es nicht mehr gibt, den ich durch sie aber wieder ganz nah empfinde. Mit meinem Freund Rainer versuchten wir Gedichte zu schreiben. Dafür hackten wir in Zeilen getrennte Sätze auf Durchschlagpapier. Die so verfassten »Gedichte« lasen wir uns dann gegenseitig vor. Die drei Durchschläge verteilten wir an die Verkäuferinnen im Geschäft, die das Lesepublikum darstellten.

## Das Gymnasium

Als Jugendlicher hatte ich keine festen Freundinnen. Auf dem Rückweg von der Schule schlenderte ich mit Dorothee zum Bahnhof, wo sie den Zug nach Fischbach nahm. Sie war ein Mädchen aus unserer Klasse, Dann lästerten wir über die Mitschüler, die anderen Mädchen und die Lehrer. Solche Plaudereien entspannten uns angenehm nach einem anstrengenden Vormittag mit sechs Stunden Unterricht in 45-Minuten-Einheiten. Das letzte Drittel des Heimwegs ging ich allein, träumte von irgendwelchen Spinnereien, von einem Weltall, das im kleinsten ebenso aufgebaut war, wie im größten. Offensichtlich hatten die Planetenbahnen des Atommodells und Darstellungen des Sonnensystems meine Phantasie angeregt. Hinter beiden Bildern meinte ich zu erkennen, dass die Mathematik die Welt harmonisch ordnete und dass sich in der Physik auf verschiedenen Skalen ähnliche Gesetze zeigten.

Mein Geigenlehrer hatte keinen Ehrgeiz mir die Grundla-

gen der Musik beizubringen. Da mein Vater die Violine spielte, sollte auch ich dieses Instrument lernen. Doch eine Stunde Üben wöchentlich genügte nicht. Ich hatte lange Schwierigkeiten einen korrekten Ton auf der Violine zu treffen und begriff nicht, warum eine Melodie gerade diese Töne enthielt und keine anderen. Der Lehrer war zufrieden, wenn ich die Etüden oder andere kleine Stücke halbwegs richtig spielte. Ich bekam eine richtige Wut, wenn mein Vater mir die Geige aus der Hand nahm, um mir zu zeigen, wie ich es hätte spielen sollen. Ich verstand nicht, warum die Töne in gerade dieser Reihenfolge angeordnet waren. Auch die Rolle der Taktstriche entging meiner Gefühllosigkeit. Aus Verzweiflung begeisterte ich mich später für die atonale Musik des beginnenden 20. Jahrhunderts. Ich glaubte lange Zeit, dass rein mathematische Prinzipien die Musik bestimmten. Später hat mich der Musiklehrer sogar im Schulorchester ans letzte Pult der zweiten Geige gesetzt. Er war mir wegen meines Pazifismus freundlich gesonnen. Erst mit 33 Jahren habe ich bei einer Violinistin in Heidelberg richtig spielen und Musik verstehen gelernt. Sie hat mir endlich einen guten Musikunterricht gegeben.

»Lieben Sie Brahms?« hieß eine Überschrift in der Jugendzeitschrift »Twen«, der über den Film zu Françoise Sagan's neuestem Buch berichtete. Das Glanzjournal erzählte eine spannende Geschichte aus Paris. Die Bilder stammten aus dem gleichnamigen Film. Thema war die Liebe eines jüngeren Mannes (Anthony Perkins) zu einer älteren Frau (Ingrid Bergmann). Das Poco Allegretto der dritten F-Dur-Symphonie von Brahms begleitete die aussichtslose Affäre. Mit 19 Jahren hatte ich wenig Ahnung von der Liebe. Meine Vorstellungen kamen aus Büchern und Zeitschriften. Was wäre, wenn ich eine ältere Frau fände, die mich in die Liebe einführt? Ich stellte mir vor, mich verführen zu lassen, sodass ich mich der Lust hin-

geben könnte, ohne selbst zu sündigen. Ich würde in einen Zustand der Glückseligkeit hineinfließen, wie der junge Mann in dem Film.

Mir gefiel die Aufmachung des Twen Journals, und ich wollte unsere Schülerzeitung nach dem gleichen Muster umformen. Der Chefredakteur war anfänglich dagegen, akzeptierte aber meine Beiträge, in denen ich versuchte den existenzialistischen Zeitgeist nachzuahmen. Das Leben ohne Richtung und Sinn – ganz so eine trostlose Katastrophe war es wohl doch nicht. Ich wollte meine Meinung kundtun und etwas verändern, deshalb schrieb ich politische Artikel und trat in die Jugendakademie für politische Bildung ein, in der die Wiederbewaffnung, der Pazifismus, die Rolle der Gewerkschaften und die Teilung Deutschlands diskutiert wurden.

Uns Schülern stand nach dem Abitur der Wehrdienst bevor. Die Bundesrepublik Deutschland hatte erst im Jahr 1956 wieder die Wehrpflicht eingeführt. Die Väter und Mütter der Verfassung hatten die Möglichkeit eröffnet, den Militärdienst zu verweigern. Ich wusste, dass viele Naturwissenschaftler die Unvernunft einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Atomwaffen offengelegt hatten. Praktische Philosophen, wie Bertrand Russell hatten aktiv den Pazifismus unterstützt. Ich wollte diesen »Militärquatsch« nicht mitmachen. In unserer Familie gab es deshalb heftige Auseinandersetzungen. Sie lösten die lauten, emotionalen Streitabende mit dem Vater über die Nazizeit ab. Ich konsultierte eine Friedensorganisation im Gewerkschaftshaus, verschlang deren Broschüren und besorgte mir Literatur der Pax-Christi-Bewegung.

Kurz, ich wurde ein bekennender Pazifist. Unter anderem rief ich in der Schülerzeitung zum Verweigern des Wehrdienstes auf. Von meinen politischen Aktionen musste ich einmal vor dem Rektor Zeugnis ablegen, als ich an einem Gedenktag zum 17. Juni, der an die Aufstände in der sowjetischen Besat-

zungszone erinnerte, nach Beethovens Eroica das Gedicht »Die Lösung« von Bertolt Brecht vortragen wollte.

Nach dem Aufstand des 17. Juni,  
ließ der Sekretär des Schriftsteller Verbands  
in der Stalinallee Flugblätter verteilen,  
auf denen zu lesen war,  
dass das Volk das Vertrauen der Regierung verscherzt habe  
Und es nur durch verdoppelte Arbeit zurückerobern könne.  
Wäre es da nicht einfacher,  
die Regierung löste das Volk auf und wählte ein anderes?

In diesem Gedicht stellt Brecht sich gegen die Regierung auf die Seite des Volks. Trotzdem war der Name Brecht den Lehrern verdächtig, da er Kommunist war. Später bei der amtlichen Prüfung meines Gewissens auf meine pazifistische Gesinnung, erfuhr ich, dass unser Musiklehrer einen Brief geschrieben hatte, in dem er bestätigte, dass mich diese Gedanken schon lange umtrieben und ich auch dazu in der Schülerzeitung Stellung genommen hatte. Dies half mir als Gewissensverweigerer anerkannt zu werden, was damals nicht einfach war. Zum Glück gab es zu wenige Plätze für den Ersatzdienst, so dass ich sofort Mathematik und Physik studieren konnte. Als Alternative hatte ich mir vorgestellt, den Ersatzdienst in einem psychiatrischen Krankenhaus abzuleisten, um zu testen, ob ich das Zeug zu einem Psychiatriestudium hätte. Ich wollte verstehen, was in unserem Gehirn vor sich ging. Ich hatte auch die Idee Journalist zu werden oder Germanistik zu studieren, um zu schreiben. Die Berufswahl war nicht einfach.

Mit dem Unterrichtsfach »Deutsch« hatte ich in den ersten Schuljahren nie etwas anfangen können. Aufsatzthemen wie »Ein Besuch bei einem Schuhmacher« ließen mich kalt. Es gab keine Handwerker in meiner Umgebung. Die Themen

des Fachs Deutsch änderten sich mit sogenannten Besinnungsaufsätzen und Literaturinterpretationen in der Oberstufe. Von den Lehrern, die unsere Schulzeit begleiteten, sind mir zwei in besonderer Erinnerung geblieben. An sie musste ich denken, als ich fünfzig Jahre nach dem Abitur meine Schulklasse wieder in Nürnberg traf.

Wo konnte ich meine Mitschüler finden? Der Tisch im Biergarten mit den grauhaarigen Männern und Frauen, der musste es sein. Wir tauschten Bilder unserer Schulzeit aus. Auf einem war der Lehrer für Deutsch und Gemeinschaftskunde zu sehen. Er hatte die Idee, Gäste aus dem öffentlichen Leben in den Unterricht einzuladen. Unternehmer, Gewerkschaftler und Vertreter anderer Gruppen kamen zu uns in die Schule und diskutierten mit uns über ihr Berufsleben. Sie vertraten engagiert ihre Sache, und wir lernten ihre Meinung kennen. Unsere eigene Ansicht zu präzisieren und sie dann selber aufzuschreiben, war ein weiterer Schritt, die Welt zu verstehen. Wie durch ein frisch geputztes Fenster strahlte die Wirklichkeit hell in die dunkle Schulstube. Ich sah diesen Lehrer in Gemeinschaftskunde das letzte Mal vor der Frauenkirche an einem Stand der CSU, als er Wahlkampf machte, um in den Landtag gewählt zu werden.

Ein zweiter Lehrer tauchte auf den Fotos auf. Er unterrichtete Geschichte und das Wahlfach Philosophie. Seine Persönlichkeit war mir sofort gegenwärtig. Als Direktor der Schule trug er immer Anzug und Krawatte und neigte leicht angestrengt den Kopf nach links, wenn er sich besonders exakt ausdrücken wollte. Sein Vater war Anwalt oder Richter gewesen. Er bevorzugte widersprüchliche Gestalten in der Geschichte. War Friedrich der Große wirklich ein absolutistischer Herrscher mit aufgeklärter Gesinnung? In tausend Fragen ackerte er mit uns die Geschichte durch. Als der Unterricht seine eigene Jugendzeit, die 20er Jahre erreichte, erzählte er, wie er als

Student in der Jugendbewegung mit seinen Freunden durchs bayrische Land gezogen war und wie sie nächtelang über Gott und Deutschland diskutiert hatten. Ich liebte ihn, weil ich die romantische Intensität seiner Schwärmereien spürte. Sein junggebliebenes Herz überbrückte den Altersunterschied zwischen uns. Er hatte etwas Altmodisches, wenn er uns mit seinem Motorrad auf dem Schulausflug besuchte. Dabei erörterte er nüchtern und klar an jedem x-beliebigen Tag im Schuljahr, die Finanzlage und den Aktienmarkt, um unser Wissen über Wirtschaftsfragen herauszufordern. Er bereitete uns mit detaillierten Vorschlägen auf das Studium vor, wie man Vorlesungen auswählt und aufarbeitet. Damals gab es noch die Freiheit an den Universitäten, einen eigenen Stundenplan zu wählen, obwohl in den Naturwissenschaften auch schon Regelstudien vorgezeichnet waren. Dieser Lehrer war für mich auch deswegen ein Glücksfall, weil er mein Studium mit dem Vorschlag zu einem Stipendium förderte.

Die Politik der Bundesrepublik der 60er Jahre war unsicher und wenig pragmatisch. Da gab es konservative Sturköpfe, die meinten mit ihren Werten den Rest der Gesellschaft beglücken zu müssen. Die SPD-Opposition hatte sich noch nicht gestrafft und eine solide Basis in der Bevölkerung geschaffen. Ein weitläufig mit uns verwandter Onkel war als Sozialdemokrat im Stadtrat für Personalpolitik zuständig. Er besuchte unsere Familie manchmal zum Skatspiel und erzählte von seinen Erfahrungen. Er hatte widersprüchlichen Aufgaben. Er musste als Arbeitgeber in der Kommune sparsam wirtschaften, aber er fühlte sich auch für eine gerechte soziale Politik gegenüber den Arbeitern verantwortlich. Politisches Leben ging nicht ohne Kompromisse, das war sein Motto. Er warnte uns, dass Deutschland keine dritte Chance bekäme, sich zu bewähren. Zweimal hätte es schon großes Leid über ganz Europa und die Welt gebracht. Ein drittes Mal wäre der endgültige Untergang.

Durch einen komischen Zufall entdeckte ich meinen Ehrgeiz. In einem Roman von Karl Aloys Schenzinger über die I. G. Farben, den ich im Bücherschrank meines Onkels entdeckt hatte, beschrieb der Autor einen begabten Schüler, der wählen muss, ob er alles an seine Aufgabe setzt oder ein Träumer wird. »Er gefällt sich als verkanntes Genie und fühlt sich erhaben. Er starrt auf den Funken in seiner Hand, mit dem er die Welt entzünden könne, wenn er nur wollte. Er will bloß nicht, glaubt er. In Wirklichkeit kann er nicht wollen.« Diese Behauptung provozierte mich, weil ich mich darin wiedererkannte. Ich kniete mich in die Schularbeit und machte eine sehr gute Reifeprüfung. In Anerkennung meiner Leistungen bekam ich das Buch »Die Philosophie zwischen den Kriegen« von Max Bense geschenkt, welches mein Interesse an der Philosophie weckte.

## Das Haus am Land

Mein Großvater hatte zu Beginn der 60er Jahre für die Familie ein Wochenendhaus im fränkischen Umland gebaut. Am Wochenende wollte er alle Familienmitglieder zusammen um sich haben, sie sollten die Mühen vergessen, die täglich mit dem Geschäft und den kleinen Reibereien und Aufregungen verbunden waren. Er überwachte die Bauarbeiten persönlich. Bald stand das Haus fertig am Rand des Dorfes, halb an den Hang gelehnt. Von der Terrasse sah man in der Ferne auf die Bundesstraße, die in die Stadt führte. Dieses Haus wurde zum Gegenpol der Stadtwohnung. Das freie Land mit Wiesen und Wäldern um das Haus ließ die Stadt vergessen. Wochenende für Wochenende zogen wir mit Großmutter, Tante, Onkel und dessen Eltern hinaus. Am Abend ließen die Alten in ihren Gesprächen die vergangene Woche passieren. Die frische Luft



und das ruhige Land versöhnten sie mit ihrem Arbeitsalltag. Hier war eine kleine Welt, in der sie alles selbst bestimmten. Dagegen war der große Rest der Welt unwirklich, flimmerte nur auf dem Fernseher ins Haus. Samstag schauten wir gemeinsam das Abendprogramm, meistens waren es irgendwelche Quizsendungen z. B. »Einer wird gewinnen« mit Joachim Kulenkampff, der uns mit seinen mehr oder minder gelungenen Scherzen unterhielt. Onkel Theo und sein Vater Niki holten sich ein dickes süßes Bier von der lokalen Klosterbrauerei aus dem Kühlschrank. Die Damen kommentierten die Garderoben der Frauen auf dem flackernden Bildschirm. Mein Vater streichelte von Zeit zu Zeit die Hand meiner Mutter.

Fernsehen war nichts für mich. Ich zog mich in das Schlafzimmer zurück, las, hörte Radio oder studierte. Vor dem Abitur hatte ich eine zweisprachige Lektüre »Deutsch-Latein« mitgebracht, um meine Noten des Vorabiturs aufzubessern. Ich las mehr über die antike Welt, um den historischen Hintergrund von Cicero, Livius und Tacitus besser zu verstehen. Mir wurde bewusst, dass Vieles von unserem Recht zu jener Zeit entstanden war, und ich staunte, wie geschickt die Römer ihr Imperium verwaltet hatten.

Während dieser Zeit erkrankte mein Großvater schwer. Das machte uns alle traurig. Ich hing an ihm und verstand nicht, warum er sterben sollte. Nach der Diagnose Krebs wollte er im Mercedes den Freitod an einem Straßenbaum zu suchen. Er hatte die fixe Idee, die Versicherung der Familie zukommen lassen, und meine Eltern hielten ihn nur mit Mühe davon ab. Er war der erste Mensch, dessen Sterben und Tod ich miterlebte. Er lag im Schlafzimmer der Großeltern. Es ging ihm täglich schlechter. Am Ende kam der Arzt täglich, um ihm Morphinum zu spritzen. In meinem Tagebuch gibt es eine Geschichte, die ich damals aufgeschrieben hatte:

»Am Ende ein Fragezeichen. Ein englischer König erzählt

einem Mönch, eine Schwalbe sei durch ein Rauchloch in die vom Kaminfeuer erleuchtete Helle geflogen. Sie habe den Saal durchflogen und sei dann wieder in der Nacht verschwunden. Wirklich Nacht?»

Ich suchte Trost in Büchern. Die Philosophie des Existenzialismus fesselte mich mit dem geheimnisvollen Nichts, das Heidegger an die Wand malte. Sie weckte in mir eine wachsende Verantwortung, das Leben selbst zu gestalten. Viel verstand ich nicht von dieser Philosophie, aber sie machte mich neugierig, den Sinn der Welt zu verstehen. Doch um richtig leben zu können, müsste ich mehr wissen. Das Ende meiner Geschichte mit der Frage »Wirklich Nacht« zeigte aber auch, dass ich meine religiöse Erziehung nicht aufgegeben hatte.

Unser Haus auf dem Land war nur am Wochenende bewohnt und stand während der restlichen Woche leer ohne Heizung. Weil es deshalb immer kühl in dem Haus war, wickelte ich mich in Decken. Ich sonderte mich ab und fühlte mich als ein Anderer. Mein Onkel nannte mich einen »Weltverbesserer«, der mit seinen Ideen die Welt verändern wollte. Ich wollte nach meiner eigenen »Fassung« glücklich sein und führte einen langen und vergeblichen Kampf gegen alles, was die Erwachsenen so für richtig hielten. Am Sonntagmorgen, wenn der katholische Teil der Großfamilie in den Dorfgottesdienst ging, polterte der Pfarrer in einem schwer verständlichen Dialekt, den ich fröstelnd im hinteren Teil der kalten Kirche mitanhörte. Das Leben auf dem Dorf und die damals noch weite, unbebaute Landschaft waren mir fremd. Als Stadtkind liebte ich Hinterhöfe, Straßenbahnen und den Autoverkehr. Hier war alles anders. Die fränkische Landschaft und ihre Menschen traten bescheiden auf. Mit der Zeit jedoch entwickelte ich eine kleine Liebe zu diesem kargen und herben Land, das sich im Frühling mit der Kirschblüte und im Hochsommer mit den grünen Wiesen prächtig darstellte. Ich erinnere mich an Sonn-

tagsspaziergänge mit meinen Eltern, bei denen ich Zeit hatte, über meine eigenen Probleme zu reden. Diese kurzen Ausflüge waren keine richtigen Wanderungen, dafür waren meine Eltern zu unsportlich. Aber sie weckten in mir Neugier, Pflanzen und Bäume kennen zu lernen, und ich wollte sie mit ihren Namen unterscheiden können. Meine Eltern unterstützten diese Aufmerksamkeit. Wenn wir nachmittags zurückkamen, gab es Kaffee und Kuchen. Dann hatte uns die Großfamilie wieder. Gegen Abend fuhren wir zurück in die Stadt und eine neue Woche begann.